

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Wfg., bei Selbstabholung 50 Wfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Wfg., bei Selbstabholung 60 Wfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Wfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 5gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Bereinsanzeigen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgegeben werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 8. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Die Liebesgabenempfänger unter sich.

* Leipzig, 26. August.

Die agrarischen Deputierten sind nicht bloß dann eine abstoßende Gesellschaft, wenn sie neue Raubzüge gegen die Konsumenten beraten und ausführen. Sie sind eher noch widerlicher, wenn sie untereinander über die Verteilung der erfochtenen Beute feilschen und hadern. Ein Hund gönnt dem anderen eher einen Knochen, wie so ein Edelster dem anderen ein Stück des Kontingents, von dessen Größe bei Zucker und Branntwein bekanntlich die Höhe der Liebesgabe abhängt.

Bei der beginnenden Neueinschätzung der Branntweimbrennereien kann man das soeben wieder deutlich wahrnehmen.

Die letzte Abänderung der deutschen Branntweinsteuer-gesetzgebung wandte sich vor allem gegen die den alten Betrieben unliebsame Konkurrenz der Melassebrennereien. Die Absicht ist zunächst auch vollständig geglückt. Das letzte Fest der deutschen Reichsstatistik kann zur Freude der Kartoffelbrenner feststellen: „Der Betrieb der Melassebrennereien, der 1894/95 verhältnismäßig stark gewesen war, ist gegen dieses Jahr erheblich zurückgegangen. Durch die Bestimmung des Gesetzes vom 16. Juni 1895, daß Melassebrennereien bei der Ueberschreitung ihres Kontingents um mehr als ein Fünftel eine Brennsteuer im Betrage von 15 Mark für 1 Hektoliter zu bezahlen haben, ist dem Betriebe dieser Brennereien eine Schranke gesetzt, die sie auch, unter günstigen Bedingungen kaum mit Rücksicht auf Gewinn überschreiten können.“ Freilich, die Kameraden von der Zuckerindustrie haben diese eigenartige Freundschaftsbezeugung nur mit stillem Ingrimm hingenommen. Mühte sie ihnen doch ein wichtiges Produkt ihrer Fabrikation durch Einschränkung seiner Verwendbarkeit entwerthen und dadurch wiederum denjenigen Betrieben, die Konsumzucker durch die Entzuckerung der Melasse erzeugen, einen künstlichen Vorsprung vor den gewöhnlichen Raffinerien verschaffen, die Rohzucker verarbeiten. Um diese Störung der Konkurrenzgleichheit wettzumachen, versuchten im vorigen Jahre die parlamentarischen Vertreter der Raffinerien die Melasse-Entzuckerungsanstalten mit Straffsteuern zu belasten, was schließlich mißlang, aber auch als bloße Anregung das Bild unserer genialen Liebesgabenpolitik vervollständigen hilft. Doppelt gewonnen haben bei diesen endlosen Quertreibungen die Kartoffelbrenner, die einen gefährlichen Wettbewerb los-

wurden und die weiter als Viehmäster von der künstlichen Entwertung des Melassefutters profitieren konnten.

Indes, Liebesgaben können wohl vorübergehend einzelne Taschen mehr wie sonst füllen, sie können jedoch die allgemeinen Konkurrenzgesetze der kapitalistischen Gesellschaft nicht aufheben. Weht der Profit außergewöhnlich in die Höhe, so stehen auch schon die neuen Konkurrenten in übergroßer Zahl vor der Thür. Sie wollen an dem goldenen Segen teilnehmen und wirken schließlich dahin, den Geschäftsgewinn auf die alte Höhe oder auch noch tiefer herabzubringen. Naht für die Branntweinindustrie nach so vielen Kurpfuschversuchen abermals diese Stunde des Bangens?

Das vorige Betriebsjahr schloß gut ab. Seit der Einführung des ersten Liebesgabengesetzes von 1887 ist noch in keinem Jahre so viel Branntwein erzeugt worden wie 1895/96. Die erzielten Preise waren ebenfalls gute. Die alten, durch das Gesetz bevorzugten Brennereien fühlten sich wieder einmal recht behaglich. Ihr Kontingent (die Jahresmenge Branntwein, für die sie einen niedrigeren Abgabensatz zahlen) konnte man ihnen nicht kürzen, weil nur von fünf zu fünf Jahren eine Neuverteilung stattfindet. Neue aufstehende Konkurrenten hatten sie zunächst nicht zu fürchten, weil die Neugründungen vorläufig von dem Liebesgabenempfang ausgeschlossen blieben. Erst jetzt, wenn sie vor dem 30. September d. J. in betriebsfähigem Zustand sich befinden, rücken die Neulinge für die nächste Kontingentsperiode 1898/1903 mit ein in den Kreis der Liebesmahl-gäste und zwar bemißt sich ihr Anteil alsdann im allgemeinen nach ihrer Produktionsfähigkeit — ein Eingehen auf die ungemein verwickelten Details der Einzelkontingents-Festsetzung müssen wir uns hier versagen.

Nun tritt allerdings gleichzeitig eine Erhöhung der gesamten Liebesgabe in Kraft; es werden einige Millionen mehr zum Verteilen da sein. Die Bevölkerung von 1895 wird dem neuen Gesamtkontingent zu Grunde gelegt; gegen 1890 ergiebt das 2,82 Millionen Köpfe mehr, oder — da auf den Kopf 4 1/2 (für Süddeutschland 3) Liter Kontingents-branntwein berechnet werden — eine Vermehrung des Kontingents um 120 000 Hektoliter, der Liebesgaben um 2,4 Millionen Mark (also auf 45 1/2 Millionen). Wäre der Zuwachs an Produktionsfähigkeit verhältnismäßig genau so groß, wie der Zuwachs an Liebesgaben, so bräuchten sich die alten Brennereien nicht zu beunruhigen; sie würden ihr altes Kontingent behalten und nur das neue an den verhassten Nachwuchs abtreten müssen. Auch das würde sie bei ihrer bewährten christlichen Nächstenliebe schmerzen, doch ließe es sich ertragen. Ist der Zuwachs an neuer Pro-

duktion jedoch relativ größer wie der Zuwachs an neuen Liebesgaben, dann werden die alten geweihten Schnaps-erzeugungstätten auch noch einen Teil des bisher besessenen Kontingents an die Eindringlinge in ihren Bannebezirk verlieren. Es ist empörend, jedoch es ist mehr wie wahrscheintlich! Erst hieß es, mit 500 neuen Betrieben werde bei der Neuveranlagung zu rechnen sein. Das war beabsichtigte Uebertreibung. Doch 200 bis 250 geben selbst die Offizialen zu. Wie hoch wird man ihre Produktionsfähigkeit einschätzen müssen? Alle privilegierten Schnapsbrenner sind in Wärgung versetzt. In allen agrarischen Blättern wimmelt es von Einsendungen über diese Frage, um die sich zwar nicht die Welt, aber augenblicklich Sinnen und Trachten der ostelbischen Kartoffelbrenner dreht. „Die neuen Brennereien“, schreibt ein Herr von Kries-Roggenhausen in der Zeitschrift für Spiritusindustrie, „wollen ernten, was wir gesät haben. Der Erfolg wird nur der sein, daß die alten Brennereien des Lohnes für ihre Bestrebungen verlustig gehen, die neuen Brennereien ihre Lustschlüssel ein-stürzen sehen... Wenn jetzt noch 200 bis 300 neue Betriebe sollen kontingentiert werden, so ist der natürliche Erfolg der, daß niemand genug kriegt, niemand das erhält, was er haben muß.“ In demselben Fachblatt jammert ein Herr K. H.: „Es werden die bisherigen Brennereien einen nicht unbedeutenden Teil ihres Kontingents verlieren. Daß dies so ist, ist ein offenes Unrecht. Die alten Brennereien haben auf ihr bisheriges Kontingent entschieden ein Recht.“ Dagegen wendet sich dann wieder Herr Saay-Clausen im Namen einer ganzen Reihe mitunterzeichneter Landwirte: „Die Brennereien neueren Datums nehmen unbedingt einen ebenso legitimen Standpunkt ein wie die alten und müssen strikte Ausführung der bestehenden Gesetze, auf Grund deren sie errichtet worden sind, und bei der Kontingentierung gleiches Recht für alle fordern... Haben nicht die älteren Brennereibetriebe bereits in den guten Jahren Gelegenheit gehabt, das für sie aufgewandte Kapital abzubürden, so daß sie heute hierdurch den Neugründungen gegenüber im Vorteil sind? Sind die neuen Brennereien nicht schon genügend dadurch benachteiligt, daß sie das erste Jahr nach ihrer Fertigstellung (von Oktober 1897 bis Oktober 1898. D. V.) der Vergünstigung des Kontingents entbehren müssen?“

So balgen sich diese Edelsten der Nation um ihren Liebesgabenhappen.

Einig sind sie sofort wieder, wenn die gemeinsame Beute gesteigert werden soll. So verlangen sie eben einstimmig, daß die Bundesstaaten die 15 Prozent Erhebungs-

Seuiletton.

Nachdruck verboten.

Ecce ego — Erst komme ich!

Roman von Ernst von Wolzogen.

Nach dem Weltumsegler lernte Charlotté auch den „genialen Klavierspieler“ kennen. Das war ein bürgerlicher Gutsbesitzer Namens Pofahl, ein großer, plumper Mensch mit einem aufgedunsenen, roten Gesicht und blondem Vollbart. Er hatte Fäuste wie ein Grobschmied und schmutzig waren sie auch. Er besaß eine schwächliche, kleine, vergrämt aussehende Frau, die sechs Kinder in achtjähriger Ehe gehabt hatte und von all der Arbeit und Sorge, die auf ihr lastete, trotz ihrer Jugend schon zum Sterben müde war.

Als die Pofahls ihren Gegenbesuch machten, hatte Aribert den Herrn aufgefordert, etwas zum Besten zu geben, und da hatte er ein paar gemeine Länze in strammem Rhythmus heruntergehämmert, daß es Charlotten um ihren armen Blüthner angst und bange geworden war. Das schöne, welche Eisenbein der Tasten war nachher mit Schmutzflecken bedeckt gewesen.

Für die kleine, blasse Frau Pofahl begann Charlotté eine gewisse, abnungsbange Sympathie zu empfinden, sobald sie erfuhr, daß auch sie ein Mädchen aus guter, gebildeter Familie sei, das einmal voll Lebenslust und geistigen Strebens gewesen war.

So also konnte man geistig verloben und körperlich bis zum Schatten herabkommen; auch bei dem gesunden Land-leben und in so gefeigneter Ehe!

Die alten, hohen und glänzenden Offiziere, welche ruhm-

bedeckt aus zahlreichen Feldzügen heimgekehrt waren, schrumpften auf einen einzigen Hauptmann der Landwehr zusammen, welcher wenigstens den Vorzug hatte, ein anständiger, auch gesellschaftlich präsentabler Mensch zu sein. Er hieß Kohlrusch. Etwas irgendwie Verausgehendes hatte er allerdings nicht an sich, aber er war ein tüchtiger Mann, welcher sich aus einfachen Verhältnissen herausgearbeitet, den siebziger Krieg als Einjähriger mitgemacht und es dabei zum Offizier gebracht hatte. Die Eitelkeit auf seine militärische Charge trug er in etwas komischer Weise zur Schau. „Glauben Sie einem alten Soldaten, gnädige Frau!“ war sein drittes Wort, und sein Patriotismus war höchst blutdürstiger Art. Er studierte thatächlich eifrig die russische Sprache und hoffte damit in dem kommenden Kriege eine hervorragende Rolle spielen zu können.

Charlotté entdeckte nach genauerer Nachfrage, daß Aribert diesen selben Hauptmann Kohlrusch auch mit dem Manne gemeint habe, der Chinesisch studiere. Das sei ja so ziemlich ein Teufel, erklärte Aribert; da Rußland sich ja doch schließlich im Reich der Mitte verliere und beide Sprachen ungefähr gleich schwer sein sollten.

Es gab auch eine Frau Hauptmann Kohlrusch, welche jedoch von dem Gatten dem feineren Verkehr ängstlich vor-enthalten wurde. Die Dame war, wie das Gerücht behauptete, zehn Jahre älter als der Gatte und einst seine Zimmervermieterin gewesen. Er war aus Anstandsgefühl auf sie hineingefallen.

Der erwähnte Philosoph existierte thatächlich; und daß er ein tiefer, weltabgewandter Denker sein mußte, ging schon aus der Thatfache hervor, daß er im Winter einen Strohhut trug und bei Regenwetter mit Galoschen zu Pferde stieg. „Immer Kopf kalt und Füße warm, sonst verstopft sich das Gehirn,“ pflegte er zu sagen. Er besaß mehr als hundert

Bücher, was in der ganzen Priegnitz und in den angrenzenden Landessteilen kopfschüttelnde Verwunderung erregte. Auch hatte er einmal in der Provinzial-Lehrer-Zeitung einen Aufsatz über den christlichen Gedanken in Goethes Iphigenie veröffentlicht und sich fünfshundert Separat-Abzüge davon herstellen lassen, von denen jeder Besucher unweigerlich mindestens drei Stück mitnehmen mußte.

Man sagte ihm nach, daß er sich einmal in seinem Leben die Ohren gewaschen habe, und zwar vor siebzehn Jahren, als er um die Prizwaller Superintendentenochter freite; sie hatte ihn aber trotzdem nicht genommen und so war er lieber ledig geblieben. Er führte den schönen Namen Gneomar vor dem Busche-Brückendorf.

Er wäre ein harmloser Dichtkater zu nennen gewesen, wenn nicht seine sogenannte Philosophie ihn zu Zeiten lebensgefährlich gemacht hätte.

Als er seinen Gegenbesuch in Strehfen machte, nahm er Charlotten in eine Ecke und entwickelte ihr drei Stunden lang seine Gedanken über die verschiedenen Erkenntnistheorien. Er schien es nicht für möglich zu halten, daß eine Dame sich über den Unterschied von Subjekt und Objekt klar sei; denn er brauchte eine halbe Stunde, um ihr denselben zu Gemüte zu führen. Darauf verwandte er weitere zwei Stunden, um Kant und Schopenhauer zu widerlegen, welche alle vermeintliche Erkenntnisse für Trugbilder erklären wollen, und bewies ihr an praktischen Beispielen, daß die That-sächlichkeit aller Erkenntnisse allemal da in die Augen springe, wo Subjekt und Objekt im Raume sich stießen. Und schließlich kam er darauf hinaus, daß die alleinigen Vermittler der Erkenntnis in dem sechsten Sinn, dem sogenannten Muskelsinn, sowie in dem heiligen Geist zu sehen seien.

Die Mutter, die Tante und auch Aribert hatten sich still gedrückt, und als Gneomar von dem Busche-Brückendorf